

## Das Wunder von Jucu

Nokia und der Kapitalismus bringen Rumänien das, wovon einst Diktator Ceausescu träumte / Von Carmen-Francesca Banciu

Jucu in Siebenbürgen ist ein kleiner Fleck auf der Europakarte. So klein, dass man ihn ohne Lupe oder Monokel selbst auf der Karte Rumäniens kaum entdeckt. Jucu liegt 20 Kilometer entfernt von Cluj, Cluj – die Kreishauptstadt –, sagt das britische Magazin „Monocle“ voraus, wird zu den fünf Städten der Welt gehören, die 2008 die meisten Schlagzeilen machen werden. Weil sie so nah an Jucu liegt. Das Dorf Jucu de Sus hat eine Hauptstraße und ein paar Nebenstraßen, 581 Häuser, zwei Ärzte, einen Zahnarzt, einen Tierarzt mit einem Assistenten, fünf Schulen und eine Bibliothek mit 10 000 Büchern. Etwa 2,5 Bücher pro Kopf, wie der Bürgermeister witzelt.

Jucu ist ein kleiner Fleck auf der Karte. Aber bald soll es groß werden und eine sichtbare Veränderung auf Rumäniens Landkarte bewirken. Eine Veränderung auf der Karte unseres Kontinents. Denn Jucu gehört zum vereinten Europa. Obwohl Jucu nur knapp über 4000 Einwohner hat, spiegelt es Europa im Kleinform wider. Wenigstens, was die Konfessionen seiner Bewohner betrifft. In der Dorfgemeinde gibt es 3206 Orthodoxe, elf Angehörige der römisch-katholischen Kirche, 460 Reformierte, 137 Pentikostale, 35 Angehörige der Griechisch-Katholischen Kirche, 24 Baptisten, 15 Adventisten des siebten Tages, einen Unitarier, zwei Evangelikale, einen Christen des alten Ritus, zwei Atheisten, 189 Bewohner, die sich zu anderen Religionen bekennen und eine Person, die sich als religionslos bezeichnet. Außerdem gibt es noch ein paar Einwohner, die sich weigern, über ihre Konfession Auskunft zu geben. Im Vergleich zu den Konfessionen sind die Ethnien weniger vielfältig. Die Rumänen sind in der Mehrzahl, 3524, gefolgt von 516 Ungarn, 43 Roma, einer deutschen Person und zwei Angehörigen anderer Ethnien. Und sie alle scheinen miteinander gut zu Recht zu kommen.

Jucu ist ein kleiner Fleck Europas. Bis vor kurzem war seinen Bewohnern nicht bewusst, dass ihr Dorf so klein und unbedeutend ist. Sie lebten die Idylle des Dorflebens. Sie lebten ihr bescheidenes Leben. Sie konzentrierten sich auf das Überleben: Holzhacken, Feuer machen, Wasser schleppen, Acker bestellen. Keine Kanalisation. Keine Gasleitung. Keine Autobahn. Keine Journalisten.

Bis eines Tages Nokia zu ihnen kam. Jucu sei der Nabel Europas geworden – schreiben manche rumänische Zeitungen halb stolz, halb spöttisch. Jucu macht Schlagzeilen. Das Dorf ist aus seinem Schlaf aufgerüttelt und in Aufruhr. Alles verändert sich. Nichts ist mehr wie es war. Und niemals wird es möglich sein, das, was in diesen Tagen hier passiert, rückgängig zu machen. Mit Nokia wird alles anders. Aus dem im Sommer verstaubten, im Winter eingeschneiten, im Frühling schlammverweichten Dorf mit wenigen Bewohnern, entsteht hier eine moderne Stadt aus der Retorte. Mit Tausenden von Arbeitsplätzen, mit Forschungszentren, Unterhaltungstempeln, Hotels, Restaurants, Wohneinheiten und Kindergärten. Von heute auf morgen entsteht hier



Bald werden hier die ersten Handys montiert: Wo heute noch Pferdewagen rollen, sollen bald Industrieparks die Zukunft Rumäniens gestalten

FOTO: AP/ROSCA

ein neues Silicon Valley. Die Industrieparks Tetarom I, II, III und das Nokia Village.

Die Siebenbürger, die fälschlicherweise in Deutschland ausschließlich mit den Sachsen aus Rumänien assoziiert werden, sind ein ruhiger und bedachter Menschenschlag. Eine Initialzündung wirkt bei ihnen spät. Dann aber haben sie einen langen Atem. Als 2005 der schwedische Ikea Zulieferer Ecoler sich als erstes ausländisches Unternehmen nach Jucu wagte und 170 Menschen beschäftigte, verband das Dorf damit keine großen Hoffnungen auf einen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Leute blieben weiter Kleinbauern. Für die Taube auf dem Dach wollten sie nicht den Spatz aus der Hand lassen. Und warteten erst einmal ab. Abends tranken sie in der Kneipe doppelt gebranntem Palinka und philosophierten über die Ankömmlinge. Über ihren Wagemut.

So war das immer bei den Rumänen. Immer in Wartestellung. Warten auf ein Wunder. Auf das Ende des Krieges. Auf die Amerikaner.

### Die Bezahlung liegt unter dem rumänischen Durchschnittslohn, Arbeitskräfte aus der Gegend reichen nicht aus

Auf das Ende des Kommunismus. Gleichzeitig bereiteten sie sich vor. Für den Fall der Fälle. Auf die Auswanderung. Auf eine Gelegenheit zur Flucht in den Westen. Auf den Fall der Mauer. Sie warteten. Sie lernten Fremdsprachen und ließen sich ausbilden. Um im richtigen Moment vorbereitet zu sein.

Heute warten die Leute in Jucu nicht mehr. Nachdem die millionenschweren Investitionen in den Standort Jucu – 60 Millionen von Nokia, 30 Millionen von der rumänischen Regierung – bekannt geworden waren, sind 20 moderner Viehzuchtbetriebe entstanden. Denn es wird genug Abnehmer geben. Die ganze Gegend fiebert. Jeder will etwas erreichen. Etwas bewirken. Sogar die Alten sind dabei und wollen mitmischen. Jucu ist in Goldgräberstimmung. Die alten Häuser werden renoviert. Neue Häuser gebaut. Die Preise für Grund und Boden explodieren. Die Leute glauben an die Zukunft ihrer Unternehmungen. Die Lust am Geschäftemachen ist ansteckend. Auch Cluj wird wachsen.

Wie man schätzt, wird die Stadt bis 2012 auf eine Million Einwohner wachsen und zur Hightech Hauptstadt Rumäniens werden. Mit Top Kräften von der eigenen Universität. Die Babes-Bolyai Universität wird erweitert und modernisiert. Sie plant neue Fachbereiche. Die in Cluj vorhandenen Kräfte reichen schon längst nicht mehr aus. Der Standort hat Zulauf aus allen Ecken des Landes. Und aus dem Ausland.

Seitdem der Bösewicht Funar, früherer Bürgermeister von Cluj, der die Rumänen gegen die Ungarn aufhetzte, von der politischen Bühne verschwunden ist, hat sich die aufrührerische Stimmung in der Gegend gelegt. Das sorgt für Stabilität und gibt Vertrauen. Die ganze Region Cluj boomt. Energien fließen. Energien ziehen Energien an. Denn jeder will dort sein, wo Geld und Energien in Bewegung sind. Nokia wird hier seine Mobiltelefonie für Europa, den Mittleren Osten und Afrika produzieren. Seine Zulieferer wollen auch kommen und hier investieren. Es gibt viel zu tun und viel zu verdienen in der Gegend.

Vor allem gibt es viel zu tun für viel Enthusiasmus, gegen wenig Bezahlung. Aus allen Ecken Europas werden Arbeiter angeheuert. Aus aller Welt. Aus der Türkei, aus China,

aus Indien. Es gibt viel zu tun in Jucu, bis aus weiten Feldern ein ultramoderner Industriepark entstanden sein wird. Und viele wollen dabei sein. Auch deutsche Firmen.

Goldbeck hat für Nokia die Fabrikhallen gebaut. Andere werden folgen. Man geht davon aus, dass die Billiglöhne in Rumänien noch eine Weile halten. Die rumänischen Zeitungen behaupten, Kolbenschmidt wolle hier Motorblocks für Porsche, Jaguar und Mercedes bauen. Bechtel die Autobahn. Daimler will sich zwischen Rumänien und Polen entscheiden. Der finnische Verlag Hansaprint hat sich angekündigt und BYD aus China.

Trotz Geheimhaltung oder widersprüchlicher Informationen aus Jucu, eins ist sicher: Die Einstellung der Arbeitskräfte hat begonnen. Die Bezahlung liegt unter dem rumänischen Durchschnittslohn. Die Arbeitskräfte aus der Gegend reichen nicht aus. Viele Bewerber kommen von weit her. Eins ist sicher: Die Werkhallen von Nokia stehen. Ein Wohnpark wird gebaut. Noch im Februar sollen die ersten Mobiltelefone produziert werden. Inzwischen traut man sich auch andernorts in Rumänien, an den Aufschwung zu glauben. Die Rumänen lernen schnell. Und aus den Ereig-

nissen in Bochum haben sie gelernt: Nokia wird so lange bleiben, bis sich die Gehälter in Rumänien dem Westen angeglichen haben. Ausländische Investoren werden kommen und gehen. Was sie hier aufbauen, wird bleiben.

Wie der Bürgermeister von Jucu sagt: Die Schienen zwischen Jucu und Cluj, die Autobahn, die Kanalisation, die Gasleitungen, die Wohnhäuser, die Kindergärten werden sie zurücklassen. Die ganze Infrastruktur wird bleiben. Und damit können wir weitermachen. Was immer passieren wird, eins ist sicher: Die Hochindustrialisierung Rumäniens hat begonnen. Wenn das keine Ironie der Geschichte ist: Der Turbo-kapitalismus und die ausländischen Investoren erfüllen den Traum von Ceausescu.

Die Autorin wurde 1955 in rumänischen Lipova geboren. Nach der Verleihung des Internationalen Kurzgeschichtspreis der Stadt Arnsberg 1985 mit Publikationsverbot in Rumänien bebt sie seit 1990 in Berlin.



FOTO: AP/ROSCA

### Kommentar

## Forscht endlich!

Von Uta Baier

Ratlos stand vor zehn Jahren eine ganze Generation von Museumsdirektoren vor ihren Bilderschätzen und konnte nicht fassen, dass es da irgendwelche Ungereimtheiten beim Ankauf gegeben haben sollte. Schon gar nicht zwischen 1933 und 1945. Denn sonst hätten sie doch schon mal nachgesehen und die Bilder mit deutlichen Hinweisen auf unrechtmäßigen Besitz irgendwie erfasst. Doch fast bis zur Jahrtausendwende, also mehr als 50 Jahre nach dem Krieg, wollen die Museen nichts von unrechtmäßigem Kunstbesitz aus jüdischen Sammlungen in ihren Depots gewusst haben.

Erst die Washingtoner Konferenz 1998 und die Verpflichtung Deutschlands 1999, Kunstwerke aus jüdischem Besitz aus moralischen Gründen zurückzugeben, zwang auch die deutschen Museumsdirektoren, sich mit dem Thema, das sie bis dahin erfolgreich verdrängt und vertuscht hatten, zu beschäftigen. Man muss schon vertuscht sagen, denn es kann doch niemand wirklich glauben, dass kein Museumsdirektor jemals auf die Rückseiten seiner Bilder gesehen hätte oder je in den Erwerbungsunterlagen blätterte bevor er ein Bild für eine Ausstellung, eine Publikation, eine Ausleihe vorbereitete.

Das hat sich in den meisten Museen zum Glück geändert, was weniger mit Einsicht in die Notwendigkeit als mit dem Generationenwechsel bei den Direktoren zu tun hat. Kontinuierlich geforscht wird deshalb trotzdem nur an einigen wenigen großen Museen etwa in Berlin, Hamburg und Dresden.

Deshalb ist es nur richtig, wenn Martin Roth, Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, jetzt feststellt: „Keine Museumsleitung im Osten – und zum größten Teil auch im Westen – kann nach den Erfahrungen der Provenienzforschung der letzten Jahre ernsthaft behaupten, über ihre Bestände umfassend und im Detail Bescheid zu wissen.“ Auch deshalb fordert Roth eine Bilanzkonferenz zum Thema Restitution und Provenienzforschung, zusammen mit der Jewish Claims Conference. „Dabei muss auch die Rückgabepreispraxis der vergangenen zehn Jahre beleuchtet werden.“

Erst jetzt zeigt sich, wie groß der Aufwand für Provenienzforschung ist, die den Namen auch verdient. Und erst jetzt – nach einigen spektakulären und manchen nicht unbedingt notwendigen Rückgaben – wird klar, dass diese Forschung nicht nur das Museum belastet, sondern auch seinen Bestand vor un begründeten Rückforderungen sichern kann.

feuilleton@welt.de

### Kunstmarkt

## Land: Verkauf des „Hausbuch“ durch Adelshaus unwirksam

Der Streit um den Verkauf der kostbaren mittelalterlichen Handschrift durch das Adelshaus Waldburg-Wolfegg droht zu einem Fall für die Justiz zu werden. Da keine Genehmigung vorliegt, sei der Verkauf unwirksam, betonten die Ministerien für Wissenschaft und Wirtschaft in Stuttgart. Das Adelshaus hält an seiner Meinung fest, alle notwendigen Schritte für den Verkauf eingehalten zu haben. Der Wert des sogenannten Hausbuchs aus dem 15. Jahrhundert wird auf 20 Millionen Euro geschätzt. *dpa*

### Internet

## Nutzer lesen mehr Bücher

Internet und Buch können offenbar sehr gut miteinander leben. Bei einer Umfrage des Medienhändlers „buecher.de“ erklärten 39 Prozent der befragten 30 000 Internet-Nutzer, sie würden heute sogar mehr Bücher lesen als in Zeiten, in denen sie noch nicht vernetzt waren, wie das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ mitteilt. Als Begründung gaben sie zum einen an, dass Bücher über das Internet nun bequem zu beziehen seien (25 Prozent). Zum anderen würden sie beim Stöbern im weltweiten Netz auf Titel aufmerksam, von deren Erscheinen sie sonst nicht erfahren hätten (14 Prozent). Jeder zweite Teilnehmer der Umfrage erklärte, sein Leseverhalten habe sich durch das Internet nicht verändert. *KNA*

Feuilleton:

Telefon: 030 - 25 91 - 7 29 17  
Fax: 030 - 25 91 - 7 29 39  
E-Mail: feuilleton@welt.de  
Internet: welt.de/kultur

## Das Deutsche Museum in München verfällt

Seit der Eröffnung 1925 wurde nie saniert: Die größte naturwissenschaftlich-technische Sammlung der Welt hat mit Mangelverwaltung zu kämpfen

Von Johanna Schmeller

Der riesige Bismarck, der seinen strengen Blick über die Isar schweifen lässt, sieht winzig aus von oben. Andreas widmet der meterhohen Statue am gegenüberliegenden Flussufer keine Aufmerksamkeit. Hoch will er hinaus. „30 Meter!“, sagt der 13-Jährige stolz, als er schließlich aus dem „Fern-Seher“ im Vorhof des Deutschen Museums steigt. Angst gehabt? „Pah. Nö.“

Seit einigen Jahren ist der Fern-Seher eine Attraktion am Münchner Isarstrand: Ein Ein-Mann-Riesenrad, betrieben durch Gewichtsverlagerung. Ab Windstärke sechs darf der Drahtkäfig, der sich um eine Achse dreht, nicht mehr benutzt werden. Heute, in der strahlenden Nachmittagssonne, ermöglicht er den Blick über die Innenstadt bis hin zum Landtag.

Stünde jemand auf dem Giebel des bayerischen Parlaments und blickte zurück auf das meistbesuchte Museum Deutschlands, auf das größte naturwissenschaftliche Museum der Welt – ihm böte sich ein weniger gefälliges Bild. Die gelbe Stahlbeton-Fassade ist geschwärzt von den Abgasen der vorbeirauschenden Autos. Aus der Nähe lässt sich das Ausmaß der Verwundungen ermessen: Die Schiffschraube

vor dem Haupteingang, das Wahrzeichen des Museums, ist verrostet. Der Lack blättert. Kaugummis kleben an einigen blinden Scheiben im Erdgeschoss. Touristen mögen diese Mängel nicht bemerken: „Wir waren beeindruckt“, sagt eine Besucherin aus Mindelheim, die mit ihren beiden Enkeln aus der Tür kommt, „besonders vom Bergwerk, von den Kohlewaggons“. Aber manch Einheimischer bedauert noch vor dem Eintreten den desolaten Zustand des Hauses.

Seit seiner Eröffnung 1925 ist das Gebäude nie wirklich saniert worden. Die Kosten dafür betragen 300 Millionen Euro, und lediglich ein Zehntel könnten das Museum und seine Kooperationspartner selbst tragen, sagt Wolfgang Heckl, Generaldirektor des Deutschen Museums. Für den Rest hofft er auf den Freistaat und den Bund, denn „Fundraising wie in den USA ist in Deutschland nicht möglich“.

Wer sich an einem Sonntag ins Museum begibt, mag kaum glauben, dass es an Einnahmen mangelt. Trotz Frühlingwetters drängen sich die Besucher vor den Kassen: Die siebenjährige Emily, die unbedingt die Schiffe sehen will. Eine Familie mit ihren chilenischen Austauschschülern. Der neunjährige Philipp, der mindestens einmal im

Jahr herkommt und den Faraday-Käfig bis in alle technischen Feinheiten erklären kann. Ein Mann, keine dreißig, mit nacktelangem Haar und schwarzem Mantel, der nach der Fotografieabteilung fragt. 1,4 Millionen Besucher durchqueren jährlich das Foyer, 3500 pro Öffnungstag. Ein Drittel der Besucher sind noch nicht volljährig. Gleich mehrere der sandfarbenen Fliesen, die noch immer nach Schule und so gar nicht nach Museum riechen, sind inzwischen gesprungen.

Der Leitgedanke des Gründers Oscar von Miller war es, dem breiten Volk die Technik verständlich zu machen. Nun leiden einige Exponate, etwa der mechanische Trompeter von Friedrich Kaufmann, unter der Finanzknappheit. Schon seit Jahrzehnten kann das blecherne Scheppern des Musikautomaten nicht mehr erklingen. Zu spröde ist das Leder der Bälge mit den Jahren geworden. Eine Renovierung des berühmten Androiden ist seit langem geplant, musste jedoch immer wieder verschoben werden. Auch die Studiensammlung, die fast 100 000 Objekte umfasst, ist bedroht von Verfall. Nur ein Drittel ist ausgestellt, darunter die Enigma. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Funksprüche der Wehrmacht mit

der Chiffriermaschine codiert, und bis heute ist die Erforschung ihrer historischen Bedeutung interessant für Verschlüsselungstechniker. Überwiegend eingelagert dagegen: eine weltweit einmalige Plan- und Kartensammlung. Fotografien aus Luft- und Raumfahrt. Detaillierte technische Beschreibungen. Fast 4000 Tondokumente. Ein unschätzbare wertvoller Handschriften- und Urkundenbestand, der mehr als 20 000 Dokumente umfasst, bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht und



Mehr als 1,3 Millionen Besucher zählt das Museum pro Jahr

FOTO: AP/ROSCA

für den jedes Isarhochwasser eine Gefahr bedeutet. Gaststudenten können Stipendien beantragen, um die Archive zu sichten. Der Ausweis für die Museumsbibliothek ist kostenlos. Denn mag die Bausubstanz auch bröckeln – noch wurde nicht am Ideal der Volksbildung gespart. Ein Drittel der zur Verfügung stehenden Gelder fließen in die laufende Forschung.

Erst vor einem Jahr wurde der Grundstein für das fünf Millionen Euro teure „Zentrum für Neue Technologien“ gelegt, das bis 2009 fertiggestellt werden soll. In einem deckenüberspannenden gläsernen Ufo, einem Schaulabor, können Besucher dann Fingerabdrücke und DNA vergleichen. Im letzten Jahr eröffnete an der Theresienhöhe ein Verkehrszentrum, Kostenpunkt: 50 Millionen Euro.

Hat sich das Museum mit diesen Investitionen übernommen? „Mangelverwaltung“, sagt der Generaldirektor entschieden. Es wurden lediglich Prioritäten gesetzt. „So wunderbare historische Objekte wir haben, so wichtig ist die Aufgabe, die schon Oscar von Miller im Kopf hatte: den Menschen immer neueste Technologien aus Wissenschaft und Technik zu präsentieren, damit sie der Beginn der Wertungskette werden können.“